

Anhang C

Wilhelm Joseph von Wasielewski: Robert Schumann's Jugend-, Lehr- und Studienjahre

Der Aufenthalt in Heidelberg

Quelle:

Wasielewski, Wilhelm J. von (1822–1896):

Robert Schumann : eine Biographie. – 3. wesentl. vermehr. Aufl.

Leipzig : Breitkopf und Härtel, 1887. — S. 36–64

Signatur UB Heidelberg: G 1180-2::(3)



ROBERT SCHUMANN.

| Seite | [PDF] | Inhalt |
|-------|-------|---|
| 36 | [4] | [Brief an Gisbert Rosen] |
| 37 | [5] | Reise nach Zwickau und Schneeberg |
| 38 | [6] | Reise nach Heidelberg und das „Blüthenleben“ daselbst |
| 41 | [9] | Reise nach Mailand und Venedig |
| 48 | [16] | Musiktreiben in Heidelberg |
| 50 | [18] | Oeffentliches Auftreten als Clavierspieler |
| 51 | [19] | Beziehungen zu Thibaut |
| 51 | [19] | Commersleben |
| 52 | [20] | Erneuerte Compositionsanläufe |
| 53 | [21] | opus 1 |
| 54 | [22] | Verlängerter Aufenthalt in Heidelberg |
| 55 | [23] | Reise nach Frankfurt |
| 57 | [25] | Die Berufsfindung |
| 64 | [32] | Ausflug nach Straßburg |
| 64 | [32] | Abreise von Heidelberg |

Leipzig am 7ten Nov. 1828.

Ein entzückender belebender Gedanke ist es mir seit Tag und Jahr, zu Ostern nach Heidelberg gehen zu können, alle Freudenhimmel des Wonnelebens liegen vor mir ausgebreitet, das große Faß und die kleinen Fässer, die heitern Menschen, die nahe Schweiz, Italien, Frankreich, das ganze Leben dort, das ich mir mit tizianischen Feuerstrichen vormale. Es genügt mir zu wissen, daß ich aus Deiner, künftighin meiner Stube den Neckar mit seinen Nebengeländen vor mir habe, und möchte das Zimmer sonst sein wie es wollte, dies Einzige reicht hin. Deine Blumen, wenn sie anders nicht bis Ostern verwelken, sollen, wie die der Freundschaft, nicht verblühen. Wenn Du wahrhaft edle Menschen jetzt in Heidelberg zu Freunden hast, so wäre es mir nicht unlieb, bei diesen Deine Stelle zu übernehmen, weil ich zu Ostern keinen Menschen in Heidelberg habe, der mich kennt und den ich verstehe. Eine trübe Idee, in welche Hände wird der Zufall meine Freundschaft treiben? Uebrigens geht es mir hier besser als je, wär ich nur nicht immer ein so armer erbärmlicher Hiob in den Geldbeutelangelegenheiten. Ich führte voriges Semester ein unregelmäßiges ungeordnetes Leben, wenn gerade auch kein liederliches; aber ich dachte zu wenig an jenen Vers aus den Idealen: „Beschäftigung, die nie ermattet.“ Die großen herrlichen Concerte¹⁾ machen mich vollends glücklich! — Es wird finster, drum sei froh, daß ich schließe; schreibe mir bald und viel und mehr als ich Dir. Nächstens mehr und besser! Lebe wohl, mein guter, guter Rosen und denke der Stunden, wo wir glücklich waren, mit eben der Liebe wie ich, und bleibe auch in der Erinnerung und Zukunft mein Freund, wie ich ewig der Deinige.

R. Sch.

P.S. Kennst Du einen Dichter Grabbe, der Verfasser des „Herzog von Gothland“ und kannst Du mir etwas von ihm mittheilen, da er sich seit langer Zeit in Deiner Vaterstadt aufhalten soll? Eine Antwort hierauf würde mich besonders erfreuen.

Inzwischen änderten sich indeß die Verhältnisse wider Erwarten dahin, daß beiden Freunden dennoch ein Beisammensein in Heidelberg zu Theil werden sollte. — Rosen blieb länger auf der Universität als es vorher bestimmt gewesen, und dieser Umstand hatte die freudigsten

1) Die Gewandhausconcerte zu Leipzig.

Mittheilungen zur Folge. Ehe Schumann aber Leipzig für längere Zeit verließ, besuchte er zuvor seine Verwandten in Zwickau und Schneeberg. Aus letzterer Stadt schreibt er an Rosen:

Schneeberg, am letzten April 1829.

Mein guter Rosen,

Beinahe wären meine ganzen Heidelberger Luftschlösser zerronnen; mein Bruder Julius wurde kurz nach der Entbindung seiner Frau lebensgefährlich krank; meine Mutter beschwor mich, im Falle, daß dieser sterben sollte, sie nicht zu verlassen, weil sie sonst ganz einsam wäre. Jetzt ist die Krankheit aber ganz gehoben und ich kann Dir mit fröhlicher Zuversicht zurufen: heute über drei Wochen hänge ich Dir am Halse.

Es wurde mir in der letzten Zeit furchtbar schwer, aus Leipzig zu gehen. Eine schöne, heitere, fromme, weibliche Seele hatte die meinige gefesselt; es hat Kämpfe gekostet, aber jetzt ist Alles vorbei, und ich stehe stark mit unterdrückten Thränen da und schaue hoffend und muthig in mein Heidelberger Blütenleben.

Ich glaube nicht, daß ich Dir schon geschrieben habe, daß unser Freund Semmel nach seinem Examen mit nach Heidelberg fliegen wird. Das soll ein Leben werden, zu Michaelis geht's in die Schweiz und wer weiß wo noch hin — möge das schöne Kleeblatt nie verwelken.

Vorgestern war sehr brillantes Concert in Zwickau, wo 800—1000 Menschen zusammen waren; natürlich ließ ich meine Finger auch hören — ich komme gar nicht aus den Lust- und Freudenfesten heraus. Zuerst war bal paré bei Oberstens (v. Trost) ¹⁾, am Sonnabend thé dansant bei Dr. Hempels, am Sonntag Schulball, wo ich ungemein b war, am Montag Quartett bei Carus (Matthäi ²⁾ aus Leipzig), am Dienstag Gewandhausconcert und Abendessen, am Mittwoch Gabelfrühstück und heute Abend ist hier ³⁾ Balletball — und alle diese ganzen Geschichten kosten mich keinen Heller, andere schon vergessene und verfreßene Früh- und Abendstücke nicht zu erwähnen.

1) Derselbe stand als Oberstlieutenant in der Garnison zu Zwickau. In seinem Hause verkehrte und musicirte Schumann bereits als Gymnasiast.

2) Matthäi war zu jener Zeit Concertmeister in Leipzig.

3) In Schneeberg nämlich, während die anderen Vergnügungen sämmtlich in Zwickau stattfanden.

Den Tag meiner Ankunft in Heidelberg will ich Dir von Frankfurt aus bestimmen, wo ich mich einige Tage aufzuhalten gedenke. Den 11. Mai, Montag, reise ich ganz bestimmt von Leipzig ab; viel Geld kann ich leider Gottes nicht mitbringen, weil ich in Leipzig sehr viele Bären loszubinden habe. Vielleicht kannst Du mir in der ersten Zeit aushelfen, wo nicht, werden die Genies sich schon durchzubeißen wissen. Jedenfalls bin ich bis zum 18. bei Dir. — Hier hat es heute den ganzen Tag geschneit, ich hoffe nicht auf dem Schlitten nach Heidelberg fahren zu müssen, bei Dir ist gewiß schon alles grün und roth — es flimmert mir vor den Augen. Lebwohl, mein geliebter Freund, das Wiedersehen wiegt jede lange Trennung auf und so möge es die unsrige auch. Blühe freundlich fort wie der Frühling, der mir entgegenlächelt und Deine heitere Seele kenne keinen als diesen und niemals einen Winter.

Dein Bruder

H. Sch.

Deine Augen dauern mich, ich kann den Brief selbst nicht lesen.

Schumann trat die Reise am 11. Mai, wie er dem Freunde geschrieben, von Leipzig nach Heidelberg mit der Eilpost an. Ein günstiges Geschick hatte ihm als Reisegefährten Willibald Alexis (Dr. W. Häring), zugesellt. Beide wurden bekannt und fanden so großes Gefallen an einander, daß Schumann es sich nicht verjagen konnte, den geistreichen Schriftsteller erst noch ein Stück den Rhein hinab zu begleiten, ehe er in die Arme seines Freundes eilte.

Gegen Ende Mai langte Schumann in Heidelberg an, und nachdem er für einen guten Flügel gesorgt hatte, begann für die Freunde das schönste Leben.

Gesteigert wurde der Reiz desselben, als Moritz Semmel inzwischen zum bacc. juris vorgerückt, bald darauf hinzukam, um in Heidelberg einige Zeit zu verweilen. Das „Blüthenleben,“ von dem Schumann das ganze Jahr vorher geträumt hatte, erfüllte sich, denn fast täglich wurden gemeinschaftliche kleine Ausflüge in die reizende Umgegend mittelst eines Einspanners gemacht. Auch größere Touren nach Baden-Baden, Worms, Speyer, Mannheim unternahm man, und erwähnenswerth ist es dabei, daß solche Partien nie ohne eine sogenannte „stumme Klaviatur“ angetreten wurden, auf welcher Schumann unterwegs während des Gespräches fleißig Fingerübungen anstellte. Denn die Musik war seine Hauptbeschäftigung, ja geradezu

sein Hauptstudium auch in Heidelberg, während die Jurisprudenz, für welche ihm der geistreiche Thibaut nicht einmal ein vorübergehendes Interesse einzuflößen vermochte, nahezu ausgeschlossen blieb. Wohl besuchte er mitunter das Pandecten-Colleg des Letzteren, allein es geschah mehr der Curiosität und Thibaut's, als der Erlangung juristischer Kenntnisse halber. Sogar an dem ersten Apparat, einem Collegienhefte, einem juristischen Buche fehlte es, und nur mit unverkennbarem Widerwillen nahm Schumann Antheil an der Unterhaltung über Gegenstände der Rechtslehre. Mittheilenswerth ist an dieser Stelle ein auf die Jurisprudenz bezüglicher gemeinschaftliches Erlebnis der Fremde, da es das Naturell des jungen Muiensohnes deutlich charakterisirt. Man kam aus einer Vorlesung Thibaut's, in welcher derselbe namentlich von der „pubertas“ gesprochen und insbesondere die Gründe erwähnt hatte, warum das weibliche Geschlecht nach dem Gesetze einiger Länder früher zur Volljährigkeit gelange, als das männliche. „Ein Junge von 18 Jahren“, sagte Thibaut ungefähr, „ist wie ein ungeleckter Bär und in jedem Falle ein Geschöpf, das noch nicht weiß, was es mit seinen Händen und Füßen anfangen soll. Tritt er in eine Gesellschaft ein, so giebt es nichts Linkischeres, als ihn. Gewiß hat er die Hände auf dem Rücken und sucht einen Tisch oder sonst ein Meuble in einer Ecke zu gewinnen, und sich auf diese Weise einigen Halt zu verschaffen. Dagegen ist ein junges Mädchen von achtzehn Jahren nicht nur das Delikateste, was man haben kann, sondern es ist dies auch schon eine ganz verständige Person, die mit dem Strickstrumpfe in der Hand mitten in der Gesellschaft sitzt, und an der Unterhaltung Theil zu nehmen berechtigt und befähigt ist. Da haben Sie, meine Herren, ganz einfach den Grund, warum die frühere Reife des weiblichen Geschlechts auch gesetzliche Anerkennung findet.“ — „Es ist ganz schön,“ meinte Schumann hinterher, „daß Thibaut seine Vorträge auf solche Weise würzt; es thut dies aber auch noth, denn trocken und ungenießbar genug ist seine Wissenschaft. Aber trotz aller seiner Ausschmückungen kann ich ihr keinen Geschmack abgewinnen; ich verstehe sie nicht. Umgekehrt versteht wieder Mancher nicht die Sprache der Musik! Ihr aber (seine Freunde meinend) versteht sie doch in Etwas, und ich will euch deshalb etwas von ihr erzählen.“ Dabei setzte Schumann sich an seinen Flügel, nahm Weber's „Aufforderung zum Tanze“ zur Hand und trug sie vor. „Jetzt spricht sie,“ sagte er, „das ist der Liebe Rosen; jetzt spricht Er,“ fuhr er

fort, „das ist des Mannes ernste Stimme.“ „Jetzt sprechen sie beide zugleich,“ interpretirte Schumann während des Spielens weiter, „und deutlich höre ich auch, was beide Liebende sich sagen. Ist das nicht alles schöner, als was eine Jurisprudenz je herauszubringen vermag?“

Schumann verhehlte, wie man sieht, durchaus nicht die ihm eigene tiefeingewurzelte Abneigung gegen das Rechtsstudium und man könnte nichts dawider einwenden, wenn nicht zugleich damit eine auffallende Vernachlässigung seines Fachstudiums verbunden gewesen wäre. So aber lebte er, wie man zu sagen pflegt, „etwas in den Tag hinein“ ohne sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben, ohne an die Folgen zu denken. Moritz Semmel hielt es, als Freund und naher Verwandter Schumann's, um so mehr für seine Pflicht, ihn dringend darauf hinzuweisen, daß, wenn er sich der juristischen Laufbahn wirklich noch widmen wolle, es hohe Zeit sei Alles zu thun, um zum Ziele zu gelangen; wenn aber dieses Studium, wie es augenscheinlich sei, seinen Neigungen nicht entspreche, so möge er offen seinem inneren Beruf, nämlich der Kunst folgen. Eine solche ernste und dringende Mahnung erschien um so nöthiger, als das Vermögen, was ihm sein Vater hinterlassen, keineswegs von solcher Bedeutung war, daß er von dessen Erträgen hätte leben können. Vielmehr war ein baldiges Aufzehren des Capitals um so sicherer vorauszusehen, als Schumann in dem elterlichen Hause schon an Bedürfnisse gewöhnt war, auf die zu verzichten ihm sicher sehr schwer, wenn nicht unmöglich geworden wäre.

Trotz dieser ernsten, wohlgemeinten Vorstellung, trotz der Vorliebe und dem klar ausgesprochenen Verufe für die Kunst, gelangte Schumann immer noch nicht zu dem festen Entschlusse, sich der Musik, in der er bereits lebte und webte, förmlich zu widmen. Die Pietät gegen seine Mutter veranlaßte ihn vielmehr, bei dem Vorsatze, Jurisprudenz zu studiren, einstweilen noch zu beharren.

Das Sommersemester war abgelaufen und Schumann stand im Begriff, die bis zur Eröffnung des Wintersemesters währenden Ferien mit den beiden Freunden zu einer Reise nach Ober-Italien zu benutzen, die schon in Leipzig beschloffen war. — Man hatte sich gemeinschaftlich für diese Reise durch das eifrige Studium der italienischen Sprache vorbereitet, und Schumann fühlte sich darin so schnell heimisch, daß er bald einen Theil von Petrarca's Sonetten in gleichem

Berßmaaß, und wie von Gisbert Rosen versichert wird, mit bewundernswerther Treue, so wie mit dem vollen poetischen Schwunge des Originals in's Deutsche übersezte. Er benachrichtigte seine Mutter und seinen Vormund von diesem Vorhaben brieflich und bat sich zugleich 60 bis 70 Dukaten als Reisegeld aus. Der Vormund zeigte sich indessen schwierig; er war der Meinung, Schumann möge die projektirte Reise bis zur Beendigung der Universitätszeit verschieben, und wies zugleich darauf hin, daß die obervormundschaftliche Behörde schwerlich das verlangte Geld zu solchem Zweck bewilligen werde.

Schumann entgegnete hierauf seinem Vormunde:

Heidelberg, den 6. August 1829.

Erw. Wohlgeboren

melde natürlich mit großem Vergnügen die Ankunst der sehnlichst erwarteten Anweisung von 100 Thalern auf Emanuel Müller in Frankfurt a. M. Daß ich damit bis zu Monat November nicht gut auskommen kann, werden Sie, verehrtester Herr Adel, aus einer beifolgenden Berechnung des Geldaufwandes leicht zugeben.

(Folgt diese Berechnung des halbjährigen Geldaufwandes in Heidelberg, welche auf 431 fl. veranschlagt ist.)

Hätte ich freilich gedacht, daß in Heidelberg das Leben so horrend theuer ist, was Sie schon aus meiner Berechnung des Mittagstisches ersehen können, so wäre ich in Frankfurt umgekehrt und wieder nach Leipzig gegangen. Sie können fragen: wie können das aber andere Studenten bestreiten: worauf ich Ihnen entgegne, daß in Heidelberg drei Viertel Ausländer sind, die alle reich sind und Geld daran wenden können.

Möchten Sie, verehrtester Herr Adel, es nicht als trotzigem Einspruch gegen ihren wohlgemeinten Rath ansehen, wenn ich Ihnen auf den zweiten Brief¹⁾ Einiges entgegne. Alle studirenden Ausländer, die nach Heidelberg gehen, zieht außer den guten berühmten Professoren, Heidelberg's schöne Lage selbst und dem vermeinten guten Leben vorzüglich noch die naheliegende Schweiz und Italien an. Sie und meine Mutter wissen, daß diese Reise gleich bei meiner Abreise aus Leipzig in meinem Plane lag. Unter den vielen Gründen, außer den gewöhnlichen, daß man auf Reisen sein theoretisches und praktisches Wissen ausbilden will und außer denen, die ich meiner Mutter schrieb, von

1) Die Reise betreffend.

welcher Sie sich solche gefälligst mittheilen lassen möchten, führe ich nur noch den finanziellen an: daß ich diese Reise doch einmal gemacht hätte, und es ist denn doch einerlei, ob ich jetzt oder später das Geld dazu verwende. Verbietet nun Ihnen Ihre Pflicht auch jedes ungesetzhliche Eingreifen in obervormundschaftliche Vorschriften, so können Sie als Privatmann doch immer Ihrem eigenen Willen Genüge thun. Ich meine, daß Sie Ihre Einwilligung geben oder wenigstens keinen Einhalt thun, wenn ich von meinen Brüdern freundschaftlichst und privatim Geld entlehne, über das wir uns dann späterhin ausgleichen. Auch könnte ich hier so viel Geld geliehen bekommen, wie ich will, freilich mit 10—12 Procent, welches Mittel ich aber natürlich nur im unnatürlichsten Falle, d. h. wenn ich von Hause kein Reisegeld bekäme, ergreifen würde.

Noch muß ich Ihnen Ihre irrige Meinung benehmen, wenn Sie glauben, daß ich Collegien versäumte: die Ferien sind nicht zum Studiren der Bücher, sondern zum Studiren eines andern großen Buchs, d. h. der Welt, oder sie sind zum Reisen hauptsächlich angeordnet. Die Heidelberger Ferien beginnen nun den 21. August und enden mit Ende October, so daß gerade meine Reise diese Ferien anfängt und beschließt. Und so hoffe ich denn, daß Sie mir auch hier Ihre gütige Einwilligung nicht verweigern. Der Schneckengang der sächsischen Gerichte ist zu bekannt, als daß ich zweifeln sollte, daß sie sich über meine Mündigsprechung gerade so lange berathen und deliberiren werden, wenn ich es schon ordentlich — juristisch bin. Es würde gewiß auch Ihnen lieb sein, wenn Sie mich ewigen Quäler einmal sich vom Halse geschafft hätten.

Uebrigens geht es mir recht wohl und ganz gesund, obwohl oft bettelarm und noch darüber. So sehr ich Ihnen, verehrter Herr Rudel, das Erste wünsche, so wenig wünsche ich Ihnen das Zweite. Und mit diesem innigsten Wunsche für Ihr Glück und mit der Bitte, Keines meiner Worte mißzudeuten, empfehle ich mich Ihrem geneigten Wohlwollen und schließe diesen langweiligen Brief als

Erw. Wohlgeboren

gehorsamst ergebener

H. Sch.

Dieser Brief verfehlte die von Schumann gewünschte Wirkung nicht, und seine Reise, die sich bis Venedig erstreckte, wurde genehmigt.

Er trat sie indeß nicht, wie er gehofft hatte, in Gemeinschaft seiner Freunde Rosen und Semmel an, sondern allein. Sie verlief unter ungetrübtem Gemüthe bis auf einige Geldcalamitäten glücklich, wie die drei folgenden Briefe erschen lassen. Der erste derselben, welcher zugleich etwas den übermüthigen Studenten verräth, ist an seine Schwägerin Therese gerichtet, die beiden andern gelten dem in Heidelberg zurückgelassenen Freunde Gisbert Rosen.

Brescia, den 16. September 1829.

Eben sah ich eine bildschöne Italienerin, die Dir etwas ähnlich war, da dacht' ich an Dich und schreibe an Dich, meine theure Therese! Köunt' ich Dir nur so recht Alles malen, den tiefblauen Himmel Italiens, das quellende, sprudelnde Grün der Erde, die Apricosen-, Citronen-, Hanf-, Seide- und Tabakwälder, die ganzen (unleserlich) voll reizender Schmetterlinge und wogender Zephyretten, die fernen, charakterfesten, deutschen, nervigten und — eckigen Alpen, und dann die großen, schönen, feurig-schmachtenden Augen der Italienerinnen, fast so wie Deine, wenn Du von etwas entzückt bist, und dann das ganze tolle, bewegsame, lebendige Leben, welches sich bewegt und nicht bewegt wird, und dann mich, wenn ich fast mein theures, und so fest an die Brust gewachsenes Deutschland über das lyrische Italien vergesse, und wenn ich sehr deutsch und sentimental in die runde üppige Baumfülle hinausschau oder in die Sonne, die untergeht oder in die vaterländischen Berge, die noch vom letzten Ruß der Sonne roth sind und glühen und sterben und dann kalt, wie gestorbene große Menschen dastehen — — ach! Köunt' ich Dir das Alles malen, — Du hättest wahrlich noch einmal so viel Porto zu bezahlen, so dick und voluminös würde mein Brief. — — — — —

Gestern reist' ich bei herrlichem Wetter aus Mailand fort, wo ich mich sechs Tage lang herumgesehen hatte, obgleich ich nur zwei Tage dableiben wollte. Der Gründe hatte ich viele: 1) den besten, daß es mir im Ganzen gefiel, 2) des Besonderen wegen, z. B. des Domes, des palazzo reale, des escalier conduisant au Belvedere im Hotel Reichmann, auch einer schönen Engländerin wegen, die sich weniger in mich, als in mein Klavierspiel verliebt zu haben schien; denn die Engländerinnen lieben alle mit dem Kopfe d. h. sie lieben Brutus'se oder Lord Byron's, oder Mozarte und Raphael, weniger die äußere Schönheit, wie Apollo's oder Adonis'se, wenn nicht der Geist schön ist; die Italienerinnen machen es umgekehrt und lieben

allein mit dem Herzen; die Deutschen vereinigen Beides oder lieben auch nur einen Reiter, einen Sänger, oder einen Reichen, der sie bald heirathet, übrigens sans comparaison bitt' ich und nicht persönlich zu nehmen. Ein dritter Grund war ein Graf S. aus Innsbruck, mit dem, obgleich er 14 Jahre älter ist als ich, ich mich recht geistig verbunden hatte, so Viel hatten wir uns immer mitzutheilen und zu kochen und zu plaudern und so sehr gefielen wir uns gegenseitig, schien es. Er gab mir einen reinen erquickenden Beweis, daß es nicht lauter Lump-ludel und Affen auf der Welt giebt, obgleich er nicht gut hörte, etwas buckligt ging, und immer erschreckliche Gesichter schnitt, nicht über die Menschheit, als mehr über die Menschen.

Wäre die ganze italienische Sprache nicht eine ewige Musik (der Graf nannte sie gut einen lang ausgehaltenen A-moll-Accord) ich würde keine geschente hören. Von dem Feuer, mit dem sie gespielt wird, kannst Du Dir so wenig eine Idee machen, als von der Lieberlichkeit und der wenigen Eleganz und Präcision. Ausnahmen giebt es natürlich, wie in der Scala in Mailand, wo ich wirklich über der Signora Salandè¹⁾ und Tamburini die Dr. Carus und Madame H. aus Chemnitz vergaß. Eine beliebte kleine Favoritarie der Salandè und einige andere kleine Lieder, die ich in Italien hörte, will ich Dir später schicken.

Mit meinem Italienisch komme ich wirklich gut aus und durch; sonst ist das Brellen der Fremden in Italien sehr an der Tagesordnung. Auch geb' ich mich überall für einen Prussiano aus, was mir viel hilft, da es das angesehenste Volk ist; schlimm ist es freilich, wenn man sein Vaterland verleugnen muß; doch ist der Pfiff gut, da er Niemandem etwas schadet und mir hilft. Gestern konnt' ich hier wirklich recht schlecht ankommen. Es ist hier Mode, daß die Damen auf die Caffeehäuser gehen; ich saß ruhig an meinem Tisch und trank Chocolate, da nahte sich mir mit majestätischen Blicken eine Signora mit einem eleganten, flachen Schmetterling-Signore; die Tische waren alle besetzt und sie setzten sich beide straff dicht an meine Seite; ich war nicht so unverschämt einzusehen, daß ich aufstehen sollte, da noch dazu meine Tasse ganz voll war und blieb ruhig sitzen; ich merkte bald, daß sich die Signora manchmal fragend nach mir umkehrte, als

1) Die Sängerin Marie-Salandè. Sie verließ die Bühne nach einer glänzenden Künstlerlaufbahn 1836.

ob ich mich nicht bald drücken würde, da Beide einen *discorso innamorato* führen zu wollen schienen. Im Verlauf ihres Gesprächs hörte ich vom Signore die Worte, aber nur halb und gebrochen: *questo Signore* (er meinte mich) *è certamente dalla Campagna*, zu deutsch: „Dieser Herr kommt gewiß vom Lande;“ erst that ich so, als verständig ich kein Italienisch. Aber es wurde noch besser. Wie ich aufstand und gehen wollte, brach der Signore mitten im Gespräche mit seiner Dame ab und sagte zu mir spöttlich: *Addio Signore*. Ich wollte ihm in Gegenwart seiner Dame nichts antworten und bat den Cameriere, daß er dem bewußten Signore sagen möchte, der *dalla Campagna* hätte Etwas mit ihm zu reden. Er ließ mir antworten: wenn ich mit ihm reden wollte, möchte ich zu ihm kommen. Mir fiel die Anekdote von Friedrich dem Großen ein, wie ich zu ihm hinging und ich sagte ruhig-lächelnd zu ihm: *Ah, mio Signore, sa a parlare spagnolo* (zu deutsch: können sie spanisch reden) *perché io non ben so l'italiano* (weil ich nicht gut italienisch kann) — er antwortete ein zweifelndes: *Nò*. Veritamente, fuhr ich fort, *me ne dispiace, perciocchè altrimenti potrebbe legger il Don Quixote nell' Originale; ma io son Cavaliere e me piacerebbe a reviderci* — zu deutsch: wahrhaftig, das thut mir leid, weil Sie sonst den *Don Quixote* in der Ursprache lesen könnten; doch bin ich Cavalier und es würde mich freuen, wenn wir uns wieder-sähen.“ Mit einem verlegenen *bene Signore*, sah er seine Dame an und entließ mich. Ich habe aber nichts wieder von ihm gesehen und gehört. Vielleicht liegt' ich schon morgen auf dem Kampfplatze erschossen von einem Judenbengel, wie ich hernach erfuhr. Das Schlimmste und Aergerlichste wäre, wenn er meinen oder Friedrich's des Großen *Witz* gar nicht verstanden hätte, was aber ziemlich glaublich ist, da die Ignoranz der fremden und eignen Literatur der Italiener und innen unbeschreiblich ist.

Gott gebe, ich habe deutlich geschrieben, damit Du die tolle Geschichte ordentlich verstehst. — Uebermorgen geht's nach Verona, dann nach Vicenza, Padua und Venedig. So unendlich dankbar ich Eduard sein muß, daß er mir so viel Geld geschickt hat, so kann ich doch nicht verhehlen, daß ich mir Vieles entsagen muß, da ich bei näherer Revidirung meiner Kasse immer auf den verdammten Gedanken komme, nicht auszureichen und gar meine Uhr versetzen oder verkaufen zu müssen. Gott lasse doch einmal Ducaten regnen! und alle Thränen und Briefe an Vormünder und Brüder würden verschwinden!!

Wie mag es denn Euch jetzt gehen und denkt Ihr manchmal an den fernen, einsamen Wanderer, der jetzt weiter nichts hat als sein Herz, mit dem er sprechen, weinen und lachen kann! Ach! so ein Dr. Faust's Mantel müßte herrlich sein und ich möchte jetzt ungesehen und unbe- lauscht in Eure Fenster hineinlügen und dann wieder fortfliegen nach Italien und dann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Einen Kranz flechten. Hätte der Mensch in seinen Trauerstunden so viel heitere Minuten, als in seinen heiteren so viel wehmüthige, er wäre gewiß noch glücklicher, als ich eben jetzt es bin.

Aber ich bin es sehr, glaub' es mir und dies Alles hab ich dem guten Eduard und dem andern hohen Genius, dem nun die Hülle ab- genommen ist, zu danken, die mir diese Freude gönnten und gaben. Addio, meine theuere Schwester; in Schmerz und Freude bleib' ich Dein und Euch Allen

R. Sch.

Alammere Dich recht fest an Deine Helene, wenn Du sie küssest; denn Du küssest sie von mir mit. Die Mutter, Eduard, Julius, Carl, Emilie, Rosalie¹⁾ und alle die Deinen in Gera mögen sich meiner freundlich erinnern. Auch Malchen und Erttel vergiß nicht.

Schumann an Rosen:

Venedig, d. 21. September 1829.

Ich kann hier keinen geschickten Bogen Briefpapier bekommen, so daß ich ein Blatt aus meiner Briefftasche reißen mußte. — Es geht mir gut, glücklich sogar, ich hatte mich verliebt in Mailand und lag ganze sechs Tage da, meine Kasse ist ganz erschöpft und ich muß meine Uhr verkaufen und bei Kurrer in Augsburg noch borgen. Ich habe oft geschrieben, aber immer den Brief zerrissen. Von Venedig kann ich Dir keine Vorstellung machen, wohl aber von Anderem, wenn wir auf dem Schloßberge spazieren gehen, habe immer Hundewetter gehabt, desto geistigeres und reineres in meinem innern Himmel! Ach, Rosen, warum bist Du nicht mit nach Venedig gekommen, oder ich hätte nicht ohne Dich reisen sollen! — Bitte, miethen mir ein neues Logis, hörst Du, ein rechtes für mich, Du kennst mich doch so ein wenig. Versäume

1) Emilie und Rosalie waren die beiden andern Schwägerinnen Schumann's.

keine Minute. — Ach mein Herz ist gepreßt und mein Geist am escalier conduisant au Belvedere am Hotel Reichmann. Sie gab mir eine Cypresse zum Abschiede da oben — es war eine Engländerin — recht stolz und freundlich, liebend und hassend, hart, und so weich wenn ich spielte. Verfluchte Reminiscenzen. Aus Augsburg wieder¹⁾. Lebe wohl, Du Gefamter.

Dein
R. Sch.

Desgleichen:

Mailand, den 4. October 1829.

Da ich in Venedig vergessen hatte, den Brief zu frankiren, so fürcht' ich, Du habest ihn nicht erhalten, mein geliebter Rosen. Im Grunde war es mir lieb, da er in einem etwas mißmuthigen Tone abgefaßt war, dem Vieles zu Grunde lag, was ich nicht wiederholen will. Ich komme mir seit einigen Wochen (vielmehr immer) so arm und so reich, so matt und so kräftig, so abgelebt und so lebensmuthig vor, daß ich — — Auch heute ist es mir kaum möglich, die Feder zu halten, darum in aller Kürze dieses: In Venedig war ich krank, es war eine Art Seekrankheit, mit Erbrechen, Kopfschmerzen zc., ein lebendiger Tod. Die verdamnte Erinnerung an Cypressen in Mailand wollte mir nicht aus dem Kopf. Ein Arzt nahm mir einen Napoleon ab, ein Schuft von Kaufmann betrog mich um einen halben, ganze Baarschaft 2 Napoleons, nach kurzer Ueberlegung den Entschluß gefaßt, nach Mailand zurückzukehren. Ach, ich wiederhole es, ich hätte nicht ohne Dich reisen sollen. Beschreiben will ich Dir jetzt Nichts. Mündlich gelingt es mir besser, wenn überhaupt. Ende October bin ich wieder bei Dir. — Vergiß nicht meine Bitte wegen des Logis. Thu mir's zu Liebe Rosen. Das ist heute Alles. Lebe wohl.

Dein
R. Sch.

Bald nach seiner Rückunft schrieb Schumann an seinen Vormund Folgendes:

Heidelberg, den 28. November 1829.

Em. Wohlgeboren

werden durch meine Brüder von der glücklichen Vollendung meiner

1) Es geschah nicht.

Reise benachrichtigt worden sein, und es soll mir Freude machen, Ihnen von manchem Gesehenen und Gefühlten nach einem halben Jahre mündlich erzählen zu können. So viel mich auch diese Reise kostet, so reut mich — aufrichtig gestanden — kein Heller, den ich ausgab; freilich kam ich in Heidelberg bettelarm an, und bin Ihnen um so mehr und dankbarer verpflichtet, daß Sie die Güte hatten, mir 100 Thaler zu senden, die ich am 25. October erhielt. Es würde mir lieb sein, von Ihnen, verehrter Herr Rudel, zu erfahren, wie lange ich damit auskommen soll und wie viel ich überhaupt noch bis Ostern zu erwarten habe. Von den letztgedachten 100 Thalern ist mir nur noch wenig übrig, ich habe davon ausgegeben: — — —

Es ist besser, ich rede ganz offen mit Ihnen, und ich bitte auch Sie darum, verehrter Herr Rudel, es gegen mich zu sein; wünschen Sie, daß ich mich hier und da beschränken soll, so will ich es gerne thun, so viel es geht.

Sonst bin ich gesund und heiter und lebe ganz still auf meiner Stube; in Familien bin ich viel eingeführt, aber es zieht mich wenig hin. Im Ganzen freue ich mich auf Zwickau und Leipzig wieder herzlich. Das Heimweh überfällt mich oft.

Mit der Bitte, mir über obige Punkte Auskunft zu geben, und mir sobald als möglich eine kleine Anweisung zu senden, empfehle ich mich Ihnen und Ihrer ganzen verehrten Familie als

Em. Wohlgeboren

ergebenster

R. Sch.

In dem Winter 1829—1830 gab Schumann sich den musikalischen Studien rückhaltloser denn je hin. „Viel Klavier gespielt“, besagt das schon mehrfach erwähnte Notizbuch. In der That, so war es, wie die wenigen Personen seines näheren Umganges einstimmig bezeugen, zu denen namentlich hier außer Rosen und Semmel — der Letztere hatte Heidelberg inzwischen wieder verlassen — noch der Studiengenosse Töpken¹⁾ gehörte, welchen die Vorliebe für Musik in nähere Beziehung zu Schumann gebracht hatte.

Dieser berichtet hierüber in seinen werthvollen, das musikalische Zusammenleben mit Schumann betreffenden Mittheilungen: „Als ich

1) Dr. juris in Bremen.

Schumann's Bekanntschaft machte, bedurfte es seinerseits nur der Erwähnung, daß er Musikfreund und in specie Clavierspieler sei, um sogleich mein Interesse zu erwecken. Bedeutend gesteigert wurde dasselbe aber, als ich ihn zuerst spielen hörte. Es war der erste Satz des Hummelschen A-moll-Concerts¹⁾, den er mir vortrug. Ich war frappirt durch diesen Aplomb im Spiele, diesen bewußt künstlerischen Vortrag und wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte. Gern ergriff ich dann die Gelegenheit, öfter mit ihm zusammen zu kommen, mit ihm vierhändig zu spielen und überhaupt in jeder Weise musikalisch mit ihm zu verkehren. Es fand sich immer mindestens Ein Abend in der Woche für unser Zusammenkommen und zunächst wurden dann Claviersachen à quatre mains durchgenommen. Vor Allem gehörten dahin die vierhändigen Polonaisen von Schubert, denen Schumann unter allen Schubert'schen Sachen eine ganz besondere Vorliebe spendete, dann auch dessen Variationen²⁾ über ein Thema von Herold (op. 82) und Anderes. Das Zusammenspielen war für mich zugleich von instruktivem Interesse durch die Andeutungen und Fingerzeige, die er über Auffassung und Vortrag jedes Stückes zu geben und praktisch zu erläutern wußte. Nach der gemeinschaftlichen Unterhaltung folgten dann in der Regel von seiner Seite freie Phantasien auf dem Clavier, in denen er alle Geister entfesselte. Ich gestehe, daß diese unmittelbaren musikalischen Ergüsse Schumann's mir immer einen Genuß gewährt haben, wie ich ihn später, so große Künstler ich auch gehört, in der Art nie wieder gehabt. Die Ideen strömten ihm zu in einer Fülle, die nie sich erschöpfte. Aus einem Gedanken, den er in allen Gestalten erscheinen ließ, quoll und sprudelte alles Andere wie von selbst hervor, und hindurch zog sich der eigenthümliche Geist in seiner Tiefe und mit allem Zauber der Poesie, zugleich schon mit den deutlich erkennbaren Grundzügen seines musikalischen Wesens, sowohl nach der Seite der energischen, urkräftigen, als der düstern zarten, sinnend träumerischen Gedanken. Diese Abende, aus denen häufig Nacht wurde, und die uns über die äußere Welt völlig hinweghoben, vergesse ich in meinem Leben nicht. — Das Clavierpiel bildete während der ganzen Zeit seines Heidelberger Aufenthalts Schumann's eigentliches Studium. Oft sahen ihn schon die frühesten Morgenstunden

1) Dieses hatte Schumann speciell bei Fr. Wiedt einstudirt.

2) Es sind die sogenannten Marienvariationen.

am Instrumente, und wenn er mir sagte: „„Heute Morgen habe ich sieben Stunden Clavier gespielt, ich werde heute Abend gut spielen, wir müssen zusammenkommen““, dann wußte ich immer mit Sicherheit, welchen Genuß ich zu erwarten hatte. Gleichwohl war er mit den Fortschritten im Technischen, das ihm manchmal Schwierigkeiten machte, nicht zufrieden; er hätte mögen noch rascher, als es auf dem natürlichen Wege möglich war, zum Ziele gelangen. Wir jannen auch nach über Mittel und Wege zur Verkürzung des Processes, und wirklich glaubten wir auch bald, sie entdeckt zu haben und darnach verfahren zu müssen. Später erkannte er den Irrthum.“

Schumann's Leistungen als Clavierspieler waren nach und nach in Heidelberg bekannt geworden. Er hatte bereits in weiteren Zirkeln, die wesentlich auf sein Erscheinen berechnet waren, durch sein freies Phantasiren Alles entzückt, und die musikalischen Familien der Mäusenstadt bewarben sich förmlich um die Ehre, ihn bei sich eingeführt zu sehen. Wo man ihm aber am Meisten entgegenkam, erwiderte er nicht selten mit um so größerer Gleichgültigkeit, ja Eigensinn. So geschah es, daß er einmal von einer englischen Familie, welche in Heidelberg wohnte, zu einer glänzenden Soirée eingeladen wurde. Es war dabei ganz besonders auf eine musikalische Beisteuer seinerseits zur Unterhaltung der Gesellschaft gerechnet worden. Schumann hatte die Einladung angenommen. Als aber der Abend, für den sie galt, herangekommen war, bezeigte er keine Lust ihr Folge zu leisten. Sein gerade anwesender Freund Töpken machte ihm bemerklich, daß man ihn auf seine Zusage hin sicher erwarten werde, und suchte ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu bewegen. Alle Vorstellungen und Ueberredungskünste indeß fruchteten nichts, und Schumann blieb zu Hause. Sein Ausbleiben wurde ihm natürlich sehr verübelt, und der Verkehr in dem gedachten Hause hatte damit für immer ein Ende.

Schumann sollte inzwischen auch Gelegenheit finden, vor dem größeren Publikum als Clavierspieler aufzutreten. Es geschah dies in einem meist aus Studenten gebildeten musikalischen Verein, „Museum“, dessen Zweck war, in regelmäßigen Zusammenkünften größere Instrumentalwerke, namentlich Symphonien, einzuüben, und dann gelegentlich in einzelnen Concerten dem Publikum vorzuführen. Schumann war Mitglied dieses Vereins und das Comité desselben sah sich um so eher berechtigt und veranlaßt, ihn zur Uebernahme eines Pianoforte-Solos in einem der veranstalteten Concerte aufzufordern.

Er zeigte sich bereit und wählte zum Vortrag die brillanten Variationen über den Alexandermarsch von Moscheles, welche, wie mitgetheilt wurde, ihm schon von seiner Schulzeit her bekannt und geläufig waren. Er spielte sie, an der Seite seines Freundes Töpfer, der ihm auf seine Bitte das Blatt umwandte, mit Beherrschung, und erntete dadurch einen Beifall, wie ihn nur ein Künstler sich wünschen mag, wobei er mit herzlichem Ergötzen bemerkte, daß sein Assistent mehr gezittert habe als er selbst.

Wie unzweifelhaft der Erfolg dieses öffentlichen Auftretens war, geht daraus hervor, daß Schumann unmittelbar darauf Einladungen nach Mannheim und Mainz zum Solospiel in Concerten erhielt, die er indeß ablehnte. Er beschloß, mit dem glänzenden Debüt seine kurze Laufbahn als Concertspieler in Heidelberg und überhaupt zu enden. Auch mit dem Spielen in größeren gesellschaftlichen Zirkeln brach er ab, indem er sich ganz auf seinen näheren Umgang beschränkte; und selbst ein für den Musikbeflissenen so anziehendes Haus, wie dasjenige des berühmten Thibaut, des Verfassers der Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst“, vermochte kaum eine Unterbrechung in sein zurückgezogenes Leben zu bringen. Die Berührungen mit dem geistvollen Gelehrten waren durchaus nur gelegentlicher Art, und blieben auch ohne näheren Einfluß auf Schumann's musikalische Richtung und Entwicklung. Vielleicht waren die ästhetischen Ansichten Thibaut's über Tonkunst hiervon die Ursache, obwohl es ihm vermöge derselben dennoch einmal gelang, den stillen, sinnigen Schumann vollständig auf seiner Seite zu haben. Es kam nämlich bei einem Zusammensein die Rede auf Rossini's Musik; über die Thibaut sarkastisch genug äußerte: „sie komme ihm vor, wie wenn man sagte: (im sanftesten Flötenton) „ich liebe — (schreiend) **Dich!!**“ — Dies erregte Schumann's herzlichstes Lachen und größte Heiterkeit.

Gleicherweise nahm Schumann keinen eigentlichen Antheil an dem Studentenleben, welches bei ihm überhaupt nur periodisch und in gewisser Beziehung eine Rolle spielte. Anfänglich hielt er sich fast durchaus entfernt davon, — bei dem Reichthum seines Gemüthes und Herzens konnte das specifische Studententreiben ihm auch wohl nicht zusagen. Später wurde er veranlaßt, gelegentlich einem Commerce beizuwohnen; ja in dem letzten Heidelberger Wintersemester kamen diese Fälle häufiger vor, und drohten beinahe, ihn in den Strudel der akademischen Freuden hineinzuziehen. Doch hatte es damit sein Be-

wenden. „Wüßtes Commerzleben“, sagt das mehrerwähnte Notizbuch bezeichnend, nicht Studentenleben; eine andere Bedeutung als die des ersteren hatte das letztere für Schumann nicht. Es waren eben meist nur die größeren Säge, die er mitmachte, dann aber gründlich.

Wie abweichend auch von dem studentischen Leben anderer Leute sich dasjenige Schumann's gestaltete, so war er doch ausnahmsweise kleinen romantischen Abenteuern nicht abgeneigt. Als Beleg dafür mag folgende Mittheilung gelten.

Auf einer Maskerade, welche Schumann während der Fastnachtstage 1830 in Begleitung seines Freundes Rosen besuchte, beabsichtigte er einem hübschen, aber sonst unbedeutenden Mädchen seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Er vermuthete die Anwesenheit desselben auf dem Maskenballe, und hatte, um sich ihr zu nähern, ein Gedicht zu sich gesteckt. Der Zufall wollte ihm wohl, er traf und erkannte sie; als er ihr aber nach Maskenfreiheit das Gedicht überreichen wollte, trat die Mutter des Mädchens abwehrend dazwischen: „Behalten Sie Ihr Gedicht, Maske, meine Tochter versteht keine Gedichte.“ —

Uebrigens ließ es Schumann bei den regelmäßig fortlaufenden Clavierstudien nicht bewenden; auch seiner schöpferischen Muse that er Genüge, wenn sie zur That drängte. Dabei mochte er aber wohl mehr und mehr den Mangel theoretischen Wissens empfinden, und hierdurch sich veranlaßt fühlen, eine Compositionslehre zu studiren, um das daraus Gewonnene zur Grundlage seiner produktiven Versuche zu machen. Daß ihm indeß dies Selbststudium nicht viel Nutzen gebracht haben kann, ist mit Recht anzunehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß theoretische Werke bei weitem weniger für Lernende als für Lehrende vorhanden sind. Und so war es auch wie sich weiter zeigen wird.

Von den bereits in das Jahr 1829 fallenden Compositionsanläufen sind speciell anzuführen: Symphonieanfänge, dann kürzere Stücke für Clavier, darunter einige in den Papillons später gedruckte, namentlich Nr. 1, 3, 4, 6 und 8, und endlich Studien für Clavier, erfunden zur Ausbildung und Erweiterung der eigenen Technik.

Die erste Hälfte des Jahres 1830 war schon ergiebiger. Es entstanden in derselben: Anfänge eines Clavierconcertes in F-dur, Variationen über den Namen Abegg und Toccata in D-dur.

Die Abeggvariationen, welche im November des Jahres 1831 als

opus 1 im Druck erschienen¹⁾, verdanken ihre Entstehung zunächst der in Mannheim auf einem Ballo gemachten Bekanntschaft mit Meta Abegg, der schönen Tochter eines damaligen in genannter Stadt hochgestellten Beamten. Sie war nach Schumann's eigenen Aeußerungen die Verehrte eines seiner Freunde, und somit eine größere Bedeutsamkeit, wie man vielfach vermuthet hat, in der ganzen Sache nicht zu suchen. Nächst der Aufmerksamkeit für den Freund, die Schöne in einer Composition zu feiern, wird es zumeist die musikalische Behandlungsfähigkeit des Namens Abegg gewesen sein, die ihm eine Einkleidung desselben in Töne interessant machte. Dem Thema liegen die Noten abegg, folgende wohlklingende melodische Figur zeigend:



zu Grunde, welche gleichmäßig fortgesetzt, doch allmählig fallend, in vierfacher Gliederung den ersten Theil des Themas bildet. Im zweiten Theil folgt dann eine Umkehrung der vorstehenden Figur. Die Variationen selbst, von denen nicht alle veröffentlicht wurden, sind, obwohl ungewöhnlicher Art, doch ohne sonderliche musikalische Bedeutung. Im Grunde können sie nur als dilettantische Produkte einer überaus begabten Natur gelten, und man würde bei der damaligen theoretischen Unwissenheit Schumann's Unrecht thun, mehr zu verlangen. Als hervorstechendster Mangel derselben macht sich die unzureichende Beherrschung des Stofflichen — der größte Feind des Genusses — geltend.

Die Dedication desselben an die „Comtesse Pauline von Abegg“ ist fingirt, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht. Da Schumann Gründe hatte, seine Composition nicht derjenigen zu widmen, welche zu ihrer Entstehung Veranlassung gab, so bediente er sich dieser gemachten Zueignung, um gewissermaßen die Herausgabe einer unverfennbaren Gelegenheitscomposition zu motiviren.

Ueber die Toccata, welche später vor ihrer Veröffentlichung eine völlige Umänderung erfuhr, weiterhin. —

Ostern 1830 nahte heran und mit diesem Frühlingsfest die Zeit, zu der Schumann Heidelberg nach einjährigem Aufenthalt verlassen sollte, um in Leipzig seine juristischen Studien zu vollenden. Ein böses

1) Es war überhaupt die erste Composition, welche Schumann veröffentlichte.

Dilemma, das offenbar einen heftigen innern Kampf erzeugen mußte; denn wie sollte Schumann daheim bestehen, wie Rechenschaft ablegen über seine Berufsstudien, von denen er keine Notiz genommen, während sein Talent ihn mit immer stärkerer Macht ins Kunsttreiben drängte? Dazu das Bewußtsein von der entschiedenen Abneigung seiner Mutter gegen die Künstlerlaufbahn! Ist es nicht erklärlich und natürlich, daß Schumann unter solchen Umständen die Heimkehr scheute und hinauszuschieben suchte? Was da werden sollte, war ihm freilich selbst noch nicht recht klar. Der innere Gährungsprozeß wollte gründlich durchgemacht sein, und dazu bedurfte es nach dem alten Sprüchwort: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen“ eine Frist. Diese Frist erbat sich Schumann denn auch von seinem Vormund in folgendem Briefe:

Heidelberg, den 26. März 1830.

Erw. Wohlgeboren

möchten nicht glauben, daß es Vergessenheit oder Nachlässigkeit ist, daß ich Ihnen für den mir vor langer Zeit gütigst gesandten Brief mit 100 Thalern bis jetzt noch nicht meinen Dank und ihren richtigen Empfang gemeldet habe. Ich that es theils um Porto zu sparen, theils weil ich Ihnen, verehrter Herr Rudel, durch meine Brüder leichter und kürzer Antwort geben konnte.

Von meinem Leben während dieses Vierteljahres, so kostspielig es auch war, werden Ihnen in jedem Falle meine Brüder gesagt haben, daß es trotzdem angenehm und heiter war. Auch jetzt bin ich gesund wie ein Fisch im Wasser und froh ohnehin. Daß ich Schulden habe, müssen Sie auch wissen, und das ist das Einzige, was mich oft sehr drückt. Ich habe allein an den Schneider in diesem Wintersemester 140 fl. bezahlt, die andern Nebenausgaben gar nicht mitgerechnet, die ich in Leipzig mit meinem von der Obrigkeit ausgelegten Studirgeld nicht zu bestreiten brauchte. Wenn Sie das Alles berücksichtigen, so werden Sie wenig Unterschied mit meinem Leipziger Auskommen finden. Das Schlimmste ist, daß hier Alles theurer, feiner und nobler ist, weil hier der Student dominirt und eben deshalb gepreßt wird. Wie sehr würden Sie mich verbinden, verehrtester Herr Rudel, wenn Sie mir so bald als möglich so viel als möglich sendeten! Glauben Sie mir, daß ein Student nie mehr braucht, als wenn er keinen Kreuzer in der Tasche hat, zumal in den kleinen Universitätsstädten, wo er so viel geborgt bekommt, wie er nur will. Ich habe einmal in vierzehn Tagen in den vorhergehenden sieben Wochen keinen Heller gehabt und kann

Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich nie so viel gebraucht habe, als eben in diesen sieben Wochen. Die Wirthe schreiben dann mit doppelter Kreide und man muß mit Doppel-Kronenthalern bezahlen.

Durch meine Verwandten werden Sie erfahren haben, daß es einer meiner größten Wünsche gewesen ist, in diesem wirklich herrlichen Heidelberg noch ein Halbjahr bleiben zu dürfen, und meine Mutter hat auch diesen meinen Wunsch mit einem vollkommenen „Ja“ erwidert. Wie lieb würde es mir sein, mein verehrter väterlicher Freund, wenn auch Sie mir die Einwilligung dazu gäben, da der hiesige Aufenthalt ungleich lehrreicher, nützlicher und interessanter ist, als in dem flachen Leipzig. — Und so will ich denn mit der ergebensten Bitte, mir die meinige, so viel in Ihrem Willen und Ihren Kräften steht, recht bald zu erfüllen, diesen Brief schließen. Ich ersuche Sie, mich Ihrer werthen verehrten Familie angelegentlichst zu empfehlen und zeichne mich mit steter Hochachtung als

Ihren

verpflichteten ergebensten

R. Sch.

Auf dieses Schreiben ging alsbald die Zustimmung des Vormundes wegen Verlängerung des Heidelberger Aufenthaltes ein, und Schumann konnte wieder von Neuem ungestört seinen — musikalischen Studien leben, zu deren nachdrücklicher Fortsetzung er sehr bald eine bedeutende Anregung von Außen her empfangen sollte. Ostern 1830 kam nämlich Paganini nach Frankfurt, dort die Wunder seiner Kunst hören zu lassen. Kaum hatte Schumann von der Anwesenheit dieses Phänomens in der genannten Stadt erfahren, als der Entschluß in ihm auch schon feststand, hinzueilen, um den angestaunten Virtuosen zu hören; mehr als wahrscheinlich ist es, daß Schumann hier den ersten Anstoß zu der bald darauf kundgegebenen Idee erhielt, sich der virtuosen Laufbahn gänzlich zu widmen.

Töpken war sein Begleiter auf dieser Excursion. „Die Tour selbst“, so berichtet dieser, „war für uns eben so amüßant als genüßreich. Ein Studentenfuhrwerk in des Wortes verwegenster Bedeutung, dessen Leitung wir beide gleicherfahrenen Kofse- und Wagenlenker abwechselnd übernahmen, brachte uns nach manchen Fährlichkeiten und trotz aller Capricen und unheilbaren Gebrechen unserer Kofinante doch glücklich an's Ziel“. Beachtenswerth ist der auf diese Reise bezügliche Extract aus Schumann's damaligem, wohl aber nicht mehr

existirendem Tagebuch¹⁾), welcher den tiefen Eindruck von Paganini's Spiel auf unsern Meister deutlich erkennen läßt. Wie nachhaltig derselbe zugleich war, zeigt Schumann's spätere Bearbeitung einer Anzahl Paganinischer Capricen für Pianoforte.

Nach den bekannnten Violinvirtuosen Ernst zu hören, fand Schumann ein paar Monate später Gelegenheit; doch ist kaum anzunehmen, daß dieser trotz seiner Leistungsfähigkeit, nach Paganini noch irgend einen bestimmenden Einfluß auf Schumann's Entschlüsse ausgeübt habe.

Es ist hier ein Brief Schumann's an seinen Vormund einzuschalten, der einen wiederholten Blick in die Geldcalamitäten des Heidelberger Lebens thun läßt.

Heidelberg, den 21. Juni 1830.

Verehrtester Herr Rudel!

Aus dem untern 28. April an Sie abgesandten Schreiben werden Sie ersehen haben, daß es mir frisch und wohl geht, und ich in richtigem Besitze der mir von Ihnen geschickten . . . Thaler bin. Da mir aber seit dieser Zeit weder meine Mutter noch einer meiner Brüder irgend die geringste Antwort gegeben haben, so muß ich vermuthen, daß alle drei Briefe, die ich untern 28. April an Sie, meine Mutter und Eduard adressirte, auf irgend eine Weise verloren gegangen sein müssen. Ich bitte Sie daher gütigst um Nachricht, ob Sie diesen Brief empfangen haben. Traurige Sachen habe ich zu melden, verehrtester Herr Rudel. Erstens habe ich ein Repetitorium, das halbjährlich allein 80 fl. kostet, und dann, daß ich außerdem binnen acht Tagen mit Stadtarrest (erschrecken Sie nicht!) belegt werde, wenn ich nicht bis dahin 30 fl. andere Collegiengelder bezahle. Stadtarrest ist hier nur eine Art Drohung, und es wird keinesfalls so gefährlich. — — —

Mit der Bitte, mich den Ihrigen angelegentlichst zu empfehlen, zeichne ich mich

Ihren

wahrhaft ergebensten Diener

R. Sch.

Wenige Wochen nach Absendung dieses Briefes war endlich der bedeutsame entscheidende Moment erschienen, da Schumann nach reiflichster Erwägung heraustrat, um frei und unverhohlen zu erklären, daß

1) S. Briefe vom Jahre 1833—1854 Nr. 1.

er fürderhin keinem andern Berufe angehören wolle und könne, als dem der Kunst. Die Zuversicht davon muß lange schon in ihm lebendig gewesen sein, denn sonst hätte die geschilderte Verwendung der Universitätsjahre offenbar zu den unmöglichen Dingen gehört. Aber Schumann brauchte, wie schon gesagt, Zeit, um die Idee reif werden zu lassen, und sich sattelfest gegen alle, seinem Plane etwa drohenden Angriffe zu machen, die er namentlich von seiner, der Künstlerlaufbahn abholden Mutter befürchten mochte. Zunächst theilte er dieser allein seine Entschliebung mit, die er ihr als Einlage des folgenden Schreibens an seinen Vormund zugehen ließ.

Heidelberg, den 30. Juli 1830.

Verehrtester Herr Rudel!

Eben war ich im Begriff, einen Brief an Sie mit den gewöhnlichen Bitten zur Post zu tragen, als mich noch der Briefträger mit Ihrem ersehnten Brief vor der Thür erwischte. Haben Sie innigen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und für alle die Umständlichkeiten, die ich Ihnen immer gemacht habe, und nie in dem Maße vergelten kann.

Das Wetter hier ist herrlich, aber siedend heiß, und mein Leben hat nichts von den Annehmlichkeiten verloren, von denen jeder meiner Briefe an Sie so voll ist. Gesund bin ich wie je. Arbeiten muß ich viel, und weiß oft nicht, wie ich mit der Zeit fertig werden soll, da ich außerdem viel Englisch und Französisch treibe und auch das Klavier nicht ganz vernachlässigen darf.

Was meine Abreise anbelangt, so wird sie sehr spät im September erfolgen, da das juristische Repetitorium, das mich etwas von der Sonnenhitze abkühlt, erst spät schließt.

Die Zulage an meine Mutter wollen Sie gefälligst recht schnell besorgen, da die Sache Eile hat. Ueber das Nähere wird gewiß meine Mutter mit Ihnen sprechen.

Mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause herzlichst empfehlend, zeichne ich mich als

Ihr
ganz ergebenster Diener
R. Sch.

Die Einlage aber dieses Briefes an Schumann's Mutter lautete folgendermaßen:

Heidelberg, den 30. Juli 1830.

5 Uhr.

Guten Morgen, Mama!

Wie soll ich Dir nur meine Seligkeit in diesem Augenblicke beschreiben! — Der Spiritus kocht und pläzt an der Kaffeemaschine und ein Himmel ist zum Küßen rein und golden — und der ganze Geist des Morgens durchdringt frisch und nüchtern. — Noch dazu liegt Dein Brief vor mir, in dem eine ganze Schatzkammer von Gefühl, Verstand und Tugend aufgedeckt ist — die Cigarre schmeckt auch vortrefflich — — kurz, die Welt ist zu Stunden sehr schön, d. h. der Mensch, wenn er nur immer früh aufstünde.

Sonnenschein und blauer Himmel ist noch genug in meinem hiesigen Leben; aber der Cicero fehlt und das war Rosen. Zwei meiner andern besten Bekannten v. H. aus Pommern, zwei Brüder, sind auch vor acht Tagen nach Italien gereist und so bin ich oft recht allein, d. h. zuweilen recht selig und recht unglücklich, wie sich's nun trifft. Jeder Jüngling lebt lieber ohne Geliebte, als ohne Freund. Noch dazu wird mir's manchmal glühend warm, wenn ich an mich selbst denke. Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa oder nenn' es Musik und Jus. Im praktischen Leben stand für mich ein eben so hohes Ideal da, wie in der Kunst. — Das Ideal war eben das praktische Wirken und die Hoffnung, mit einem großen Wirkungskreise ringen zu müssen — aber was sind überhaupt für Aussichten da, zumal in Sachsen, für einen Unadeligen, ohne große Protection und Vermögen, ohne eigentliche Liebe zu juristischen Bettelien und Pfennigstreitigkeiten! In Leipzig hab' ich unbekümmert um einen Lebensplan so hingelebt, geträumt und geschlendert und im Grunde nichts Rechtes zusammengebracht; hier hab' ich mehr gearbeitet, aber dort und hier immer innig und inniger an der Kunst gehangen. Jetzt stehe ich am Kreuzwege und ich erschrecke bei der Frage: Wohin? — Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube, zum rechten Weg. Aber eigentlich — nimm' mir's nicht übel, und ich sage es Dir nur liebend und leise — war mir's immer, als verträtest Du mir den Weg dazu, wozu Du Deine guten mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah und die Du und ich die „schwankende Zukunft und unsicheres Brod“ nannten. Aber was nun weiter? Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben, als eine unglückliche, todte und feichte Zukunft, die er sich selbst

vorbereitet hätte. Eine der früheren Erziehung und Bestimmung ganz entgegengesetzte Lebensrichtung zu wählen, ist auch nicht leicht und verlangt Geduld, Vertrauen und schnelle Ausbildung. Ich stehe noch mitten in der Jugend der Phantasie, die die Kunst noch pflegen und adeln kann; zu der Gewißheit bin ich auch gekommen, daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will, da das ganze Klavierspiel reine Mechanik und Fertigkeit ist; hier und da hab' ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zum eigenen Schaffen — — nur die Frage: Eines oder das Andere; denn nur Eines kann im Leben als etwas Großes und Rechtes dastehen; — und ich kann mir nur die eine Antwort geben: nimm Dir nur einmal Rechtes und Ordentliches vor und es muß ja bei Ruhe und Festigkeit durchgehen und an's Ziel kommen. In diesem Kampf bin ich jetzt heißer, als je, meine gute Mutter, manchmal tollkühn und vertrauend auf meine Kraft und meinen Willen, manchmal bange, wenn ich an den großen Weg denke, den ich schon zurückgelegt haben könnte und den ich noch zurücklegen muß. — Was Thibaut anbelangt, so hat er mich längst schon zur Kunst hingewiesen; ein Brief von Dir an ihn würde mir sehr lieb sein und auch Thibaut würde sich freuen; er ist aber schon seit einiger Zeit nach Rom gereist, so daß ich (ihn) nicht wieder sprechen werde.

Blieb' ich beim Jus, so müßte ich unwiderruflich noch einen Winter hier bleiben, um bei Thibaut die Pandecten zu hören, die jeder Jurist bei ihm hören muß. Blieb' ich bei der Musik, so muß ich ohne Widerrede hier fort und wieder nach Leipzig. Wied in L., dem ich mich gern ganz anvertraue, der mich kennt und meine Kräfte zu beurtheilen weiß, müßte mich dann weiter bilden; später müßt' ich ein Jahr nach Wien, und, wär' es mir irgend möglich, zu Moscheles gehen. Eine Bitte nun, meine gute Mutter, die Du mir vielleicht gern erfüllst. Schreibe Du selbst an Wied in Leipzig und frage unumwunden: was er von mir und von meinem Lebensplan hält. Bitte um schnelle Antwort und Entscheidung, damit ich meine Abreise von Heidelberg beschleunigen kann, so schwer mir der Abschied von hier werden wird, wo ich so viel gute Menschen, herrliche Träume und ein ganzes Paradies von Natur zurücklasse. Hast Du Lust, so schließe diesen Brief in den an Wied ein. Jedenfalls muß die Frage bis Michaelis entschieden werden und dann soll's frisch und kräftig und ohne Thränen an das vorgesteckte Lebensziel gehen.

Daß dieser Brief der wichtigste ist, den ich je geschrieben habe und schreiben werde, siehst Du und eben deshalb erfülle meine Bitte nicht ungern und gib bald Antwort. Zeit ist nicht zu verlieren.

Lebe wohl, meine theure Mutter und bange nicht. Hier kann der Himmel nur helfen, wenn der Mensch hilft.

Dein Dich innigstliebender Sohn
Robert Schumann.

Die Bestürzung, in welche der Inhalt dieses Briefes Schumann's Mutter versetzte, spiegelt sich deutlich in dem Schreiben wieder, welches sie an Fr. Wieck richtete. Hier folgt es:

Zwickau den 7. August 1830.

Verehrter Herr!)

Aufgefordert von meinem Sohn Robert Schumann, bin ich so frei mich an Sie wegen der Zukunft dieses von mir so geliebten Sohnes zu wenden. Mit Bittern und innerer Angst setze ich mich her, um Sie zu fragen, wie Ihnen der Plan gefällt, den sich Robert gemacht hat, und wovon Ihnen inliegender Brief Aufklärung giebt. Meine Ansichten sind es nicht, und ich bekenne Ihnen offen, daß mir für Roberts Zukunft sehr bange ist. Es gehört sehr viel dazu, sich in dieser Kunst auszuzeichnen, um einst sein Brod für's Leben zu finden — weil zu viele große Künstler vor ihm sind —, und wäre auch sein Talent wirklich so ausgezeichnet, so ist und bleibt es noch immer ungewiß, ob er Beifall erhält, und er sich einer gesicherten Zukunft erfreuen kann —.

Beinahe drei Jahre hat er nun studirt und viel, sehr viel gebraucht — jetzt, wo ich glaubte, daß er balde am Ziele steht, sehe ich ihn wieder einen Schritt thun, wo er wieder anfängt, sehe, wenn die Zeit errungen ist, wo er sich zeigen kann, daß sein ganzes unbedeutendes Vermögen dahin ist, und er dann immer noch von Menschen abhängt, und ob er Beifall erhält — Ach! ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie niedergedrückt, und wie traurig ich bin, wenn ich mir die Zukunft des Robert denke, er ist ein guter Mensch, die Natur gab ihm Geistesgaben, was Viele mit Mühe erringen müssen, kein unangenehmes Außere, — so viel Capital, ohne Sorgen sein Studium zu verfolgen, wovon noch, ehe er sich selbst erhalten konnte, so viel bleiben konnte, daß er anständig leben konnte, und jetzt will er auf einmal in ein Fach

1) Dieser Brief ist, die Verbesserung einiger orthographischer und grammatischer Fehler abgerechnet, genau nach der Originalhandschrift copirt.

einschlagen, was er vor 10 Jahren hätte anfangen sollen. — Wenn Sie Verehrter! selbst Vater sind, werden Sie fühlen, daß ich wohl recht habe, und mein Kummer nicht ohne Ursache ist — Meine andern drei Söhne sind unzufrieden darüber, und wollen durchaus, daß ich es nicht zugeben soll — allein ich bin nicht davon, ihn zu zwingen, wenn sein eigenes Gefühl ihn nicht leitet — denn wahrlich Ehre ist es nicht, nach drei verschwundenen Jahren — wieder als Lehrling anzufangen, und seine paar Thaler auf's Ungewisse hinaus zu spielen —.

Auf Ihrem Ausspruch beruht **Alles**, die Ruhe einer **liebenden Mutter**, das ganze **Lebensglück** eines jungen unerfahrenen Menschen, der bloß in höheren Sphären lebet, und nicht in's praktische Leben eingehen will. Ich weiß, daß Sie die Musik lieben — lassen Sie das Gefühl nicht für Roberten sprechen, sondern beurtheilen seine Jahre, sein Vermögen, seine Kräfte und seine Zukunft. Ich bitte, ich beschwöre Sie als Gatte, Vater und Freund meines Sohnes, handeln Sie als redlicher Mann! und sagen sie unumwunden Ihre Ansichten, was er zu fürchten — oder zu hoffen hat —

Entschuldigen Sie die Zerstretheit meines Briefs, ich bin aber von Allem so ergriffen, daß ich mich seelenkrank fühle, und mir nie ein Brief so schwer wurde, als dieser. Leben Sie glücklich! und geben Sie recht balde Nachricht

Ihrer

ergebenen Dienerin

E. Schumann, geb. Schnabel.

Die Entscheidung Wieck's fiel durchaus günstig für Schumann aus; er hatte die hohe Begabung seines ehemaligen Schülers für die Tonkunst erkannt, und glaubte unter ausführlicher Darlegung aller Schattenseiten der Künstlerlaufbahn dennoch unbedingt zur Verfolgung derselben zurathen zu müssen, da es sich um ein bedeutendes Talent handele, welchem er unter gewissen Voraussetzungen sogar das günstigste Prognosticon stellen dürfe.

Hiermit war Schumann's Schicksal entschieden, sein fernerer Lebensweg vorgezeichnet, denn die Mutter erhob in Folge des von Fr. Wieck abgegebenen Urtheils keinen weiteren Einspruch gegen die Wünsche ihres Sohnes, sondern sandte ihm bald darauf als Befkräftigung ihrer Zustimmung Wieck's briefliche Erklärung.

Dieser glückliche Ausgang mochte selbst Schumann's kühnste Erwartungen übertreffen, und berauscht von dem Glücke, welches ihm solcher Bescheid vor die Sinne führte, schrieb er an Wieck:

Heidelberg, d. 21. August 1830.

Verehrtester meiner Lehrer!

Es hat lange gewährt, bis alle meine Ideen ruhiger und ebener geworden sind. Fragen Sie nicht, wie es nach Empfang der Briefe in mir tobte. Jetzt geht's schon eher. Mein erstes Gefühl war Muth und der Entschluß; der Atlas war zerdrückt und ein Sonnenjüngling stand da und sich bedeutend nach Osten: Beuge der Natur vor; der Genius könnte sich sonst auf ewig wenden. — Der Weg zur Wissenschaft geht über Alpen und über recht eisige, der Weg zur Kunst hat seine Berge, aber es sind indische voller Blumen, Hoffnungen und Träume — so ging's ungefähr im ersten Augenblicke, nachdem ich Ihnen und meiner Mutter Brief gelesen hatte. — Jetzt ist's bei weitem ruhiger Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben, ich kann es und muß es. Ich nehme ohne Thränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann; ich blicke aber auch nicht ohne Furcht auf die lange Bahn hinaus, die zum Ziele führt, das ich mir fest vorgesteckt habe. Glauben Sie mir, ich bin bescheiden, habe auch viel Ursache es zu sein; aber ich bin auch muthig, geduldig, vertrauensvoll und bildsam. Ich vertraue Ihnen ganz, ich gebe mich Ihnen ganz; nehmen Sie mich, wie ich bin und haben Sie vor allen Dingen Geduld mit mir. Kein Tadel wird mich niederdrücken und kein Lob soll mich faul machen. Etliche Eimer recht, recht kalter Theorie können mir auch nichts schaden und ich will ohne Mühsen hinhalten. Ich habe mit Ruhe und Aufmerksamkeit Ihre fünf „Aber“ durchgegangen und mich überall streng geprüft, ob ich Alles erfüllen kann. Verstand und Gefühl antworteten allemal „ach natürlich“.

Verehrtester! nehmen Sie meine Hand und führen Sie mich — ich folge, wohin Sie wollen und will nie die Binde vom Auge rücken, damit es nicht vom Glanz geblendet werde. Ich wollte Sie könnten jetzt in mich sehen; es ist still drinnen und um das ganze Welthaupt geht ein leiser, lichter Morgenduft.

Vertrauen Sie denn auf mich, ich will den Namen, Ihr Schüler zu sein, verdienen. Ach! warum ist man denn manchmal so selig auf der Welt. — Verehrtester? Ich weiß es.

Leben Sie herzlich wohl; binnen drei Wochen haben Sie mich und
dann —

Ihr

ergebenster
Robert Schumann.

Mit diesem überschwenglichen Briefe ging am demselben Tage ein zweiter an Schumann's Vormund ab.

Heidelberg, d. 21. August 1830.

Verehrtester Herr Rudel!

Meine Verwandten haben Ihnen auf jeden Fall meinen Entschluß und meinen neuen Lebensplan mitgetheilt. Glauben Sie mir es — ich bin der Kunst geboren und will ihr auch treu bleiben. So gut ich nun auch Ihre Lebensansichten kenne und sie zu würdigen weiß und lange mit mir zu Rathe gegangen bin, so bin ich doch gewiß, Ihnen gegenüber alle meine Zweifel zu lösen, die Sie noch haben könnten.

Mein Entschluß ist also fest und gewiß dieser: Ich widme mich sechs Monate lang in Leipzig bei Wied ganz ausschließlich der Kunst. Vertrauen Sie ganz auf Wied, verehrtester Herr Rudel, und warten Sie auf sein Urtheil. Wenn er spricht, daß ich in drei Jahren nach diesen sechs Monaten das höchste Ziel der Kunst erlangen kann, nun so lassen Sie mich in Frieden ziehen, dann gehe ich gewiß nicht unter; — hegt Wied aber nur den geringsten Zweifel (nach diesen sechs Monaten), nun so ist ja in der Jurisprudenz noch nichts verloren und ich bin gern bereit, dann meinen Examen binnen einem Jahr zu machen, in welchem Falle ich dann immer nicht länger als vier Jahre studirt hätte.

Innigst verehrter Herr Rudel! Sie sehen nothwendig hieraus, daß ich auf jeden Fall sobald als möglich aus Heidelberg fort muß, da mir der Aufenthalt hier nur noch Schaden kann.

Haben Sie daher die Güte, mir sobald als möglich einen ansehnlichen Wechsel zu schicken, mit dem ich die große Reise und die übrigen Schulden bestreiten kann. Sie würden mich mit 150—180 Thalern ganz glücklich machen. Ich verpflichte mich dagegen, bis Ende dieses Jahres keinen Kreuzer von Ihnen zu verlangen. Wenn Sie meine Bitte ganz erfüllen, so reißen Sie mich aus einer Menge Verlegenheiten und Quälereien. — — — Also zürnen Sie nicht! — es soll gewiß die letzte dringende Bitte der Art sein.

Ich empfehle mich Ihnen herzlich und mit der innigsten Hochachtung als

Ihren

ganz ergebensten

R. Sch.

Dieser Brief blieb ohne Antwort. Inzwischen machte Schumann

in Begleitung seines Schulfreundes Köllner einen Ausflug nach Straßburg, wohin ihn die noch lebendige Begeisterung für die Julirevolution trieb. Nach der Rückkehr richtete er noch einen, den letzten Brief an den Vormund.

Verehrtester Herr Rudel!

Der Himmel gebe, daß kein Unglück in Ihrem oder meinem Hause die Ursache eines so langen Schweigens sein möge! Oder sollten Sie meinen letzten dringenden Brief gar nicht erhalten haben?

Ich bitte Sie nochmals inständigst, mir bald Antwort und einen Wechsel zu schicken (wenn es Ihnen anders nur möglich sein sollte, einen sehr bedeutenden) und mich aus meinen unruhigen Zweifeln zu befreien. Sie können sich keinen Begriff von der Angst und der schrecklichen Langeweile machen, die ich jetzt hier habe. Ich bin der einzige Student hier und irre einsam, verlassen und arm wie ein Bettler, mit Schulden obendrein, in den Gassen und Wäldern herum. Haben Sie Nachsicht mit mir, verehrtester Herr Rudel! aber schicken Sie mir nur diesmal Geld, nur Geld, und nöthigen Sie mich nicht, zu meiner Abreise Mittel zu suchen, die mir sehr schaden könnten, und auch Ihnen nicht angenehm sein dürften.

Ich empfehle mich nochmals Ihrer Güte und Nachsicht angelegentlichst und zeichne mich als

Ihr
ganz ergebenster, aber sehr armer
R. Sch.

Der Vormund gab diesem dringenden Ansuchen Gehör; er erhob aber zugleich Bedenken gegen die beabsichtigte Künstlerlaufbahn. Auf dieselben unterblieb indessen um so mehr jede Erwiderung, als eine solche, wie die Sachen einmal in Schumann's Innerem standen, für beide Theile überflüssig war.

Schumann rüstete sich zur Rückreise nach Leipzig. Er trat sie mit dem festen Willen an, sich demnächst ausschließlich der Virtuosenlaufbahn zu widmen. Sein Weg führte ihn den Rhein hinab über Detmold, wohin er sich begab, seinen Freund Rosen, der bereits Ende Juni desselben Jahres als Dr. jur. nach Hause zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen und zu genießen.